

Vielfalt

Viele Rankings reduzieren die Uni-Leistungen auf ein simples Modell. Die von der EU geförderte „U-Multirank“-Initiative hingegen versucht, verschiedenen Dimensionen der Unis gerecht zu werden.



Nachhaltigkeit

Die Nachhaltigkeit in der Forschung, Lehre und Betriebsökologie von Unis wird im „GreenMetric World Universities“-Ranking gemessen. Die Wiener Univ. für Bodenkultur lag 2016 unter den „Top Ten“.



„Der Jubel über eine leichtfertige Anerkennung aller Konservatorien als Privatuniversitäten bliebe wohl recht überschaubar.“

risiert. Viele Institutionen haben nun endlich verstanden, dass man diesen Faktor nicht heranziehen sollte, um damit Forscher oder deren Artikel zu evaluieren.

DIE FURCHE: Wie sehr ist das Universitätsleben heute durch Rankings geprägt?

Gingras: Manche Universitäten haben sogar nachweislich Daten manipuliert, um auf der Ranking-Leiter weiter hinaufzuklettern. Es kann aber auch Druck auf die Forscher entstehen, damit diese in bestimmten Journalen publizieren und die gerade modischen Themen aufgreifen, nur um dann beim Ranking besser abzuschneiden.

DIE FURCHE: Wie differenziert werden die universitären Leistungen in den Rankings erfasst?

Gingras: Da gibt es einen klaren Mangel an Differenzierung. Alle Rankings gehen in Richtung der leicht erfassbaren Messwerte: Publikationen und Zitierungen zu zählen, ist leicht – die Qualität der Lehre zu erfassen aber sehr schwer! Wenig über-

Yves Gingras

ist Professor für Wissenschaftsgeschichte und -soziologie an der Universität Québec in Montreal, Kanada. In seinem Buch „Bibliometrics and Research Evaluation“ (MIT Press, 2016) beleuchtet er die Auswüchse der Forschungs-evaluierung.

mehr Ressourcen zur Verfügung zu stellen. Wenn die Abteilung aber schlecht läuft, kann man sie schließen oder in neue Ressourcen investieren, damit sie sich hoffentlich verbessert. Die Entscheidung hängt ab vom größeren Zusammenhang und Ziel. Jede Entscheidung basierend auf Algorithmen wäre nicht nur irrational, sondern würde auch perverse Effekte hervorbringen, also einer Verbesserung entgegenlaufen.

DIE FURCHE: Was halten Sie von der aktuellen Tendenz, das Bewertungsmodell der Naturwissenschaften auf andere Fächer umzulegen?

Gingras: Das Modell der Naturwissenschaften auch für die Sozial- und Geisteswissenschaften anzuwenden, ist ein großer Fehler. Denn deren Ergebnisse sind weit eher auf Interpretation angewiesen als die einmaligen „Entdeckungen“ der Naturwissenschaften. Zudem erscheinen die wichtigsten Beiträge in den Sozial- und Geisteswissenschaften oft in Buchform, während etwa in der Medizin monatlich kleinere Artikel publiziert werden. Die perversesten Effekte dieses Nachhärrens der Naturwissenschaften sieht man nun darin, dass Bücher verunglimpft werden, als ob sie weniger „wissenschaftlich“ wären. Und das nur, weil der „Impact Factor“ als Indikator eben nicht auf Bücher und Buchkapitel anwendbar ist. Es gibt sogar Druck auf Forscher, Fachartikel statt Bücher zu veröffentlichen. Die Situation ist doch absurd, wenn es der Indikator ist, der die Forschung antreibt und nicht umgekehrt.

DIE FURCHE: Sie haben betont, dass es einer „Ethik der Evaluation“ bedarf. Was ist damit gemeint?

Gingras: Jede Entscheidung basierend auf undurchsichtigen Daten wäre nicht ethisch, da man sie nicht überprüfen kann. Diskussionen zur Evaluation konzentrieren sich zu sehr auf die Indikatoren. Man sollte nicht vergessen, dass selbst bei gültigem Indikator die Datenquelle zu hinterfragen ist. Die Daten sollten für die evaluierten Personen oder Organisationen zugänglich und transparent sein, damit diese deren Gültigkeit und die Nachvollziehbarkeit der Ergebnisse bestätigen können. Da geht es ganz grundsätzlich um Fairness und Gerechtigkeit.

DIE FURCHE: Sollte das Evaluations-system für Universitäten also komplett überdacht werden?

Gingras: Das Fieber der Evaluation wird wohl vorübergehen. In vielen Kritiken wurde darauf hingewiesen, dass der gesunde Menschenverstand zurückkehren wird, wenn die Wissenschaftler selbst sich den am stärksten simplifizierenden Maßstäben widersetzen. Diese Bewegung hat schon begonnen, wie die „San Francisco Declaration on Research Assessment“ (DORA, 2013) zeigt. Viele Editorials in renommierten Wissenschaftsjournalen haben ebenso den Missbrauch von allzu simplen Indikatoren angeprangert.

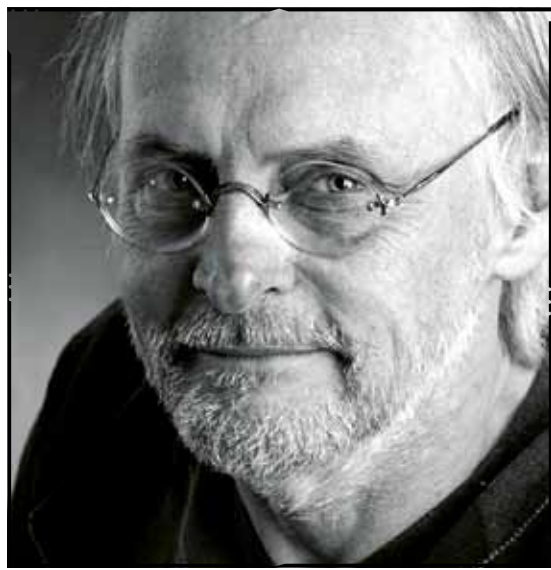


Foto: © Emilie Tourmeau

„Die perversesten Effekte des Nachhärrens der Naturwissenschaften sieht man darin, dass Bücher verunglimpft werden, als ob diese weniger ‚wissenschaftlich‘ wären.“

schend auch, dass eine Universität, die von vornherein nur die besten Studierenden auswählt, mühelos die besten Resultate erzielt. Es ist nicht sinnvoll, die verschiedenen Dimensionen der Unis auf eine einzige Zahl herunterzubrechen. Das ist so, wie wenn ein dreidimensionaler Raum in einem einzigen Punkt kollabiert.

DIE FURCHE: Sie selbst waren Mitglied im „Council of Canadian Academies“, das stets betont, dass die Rankings das persönliche Urteil nicht ersetzen können...

Gingras: Zahlen können nur dazu dienen, Entscheidungen zu unterstützen. Niemals können sie die Entscheidung diktieren. Denn aus jedem Indikator kann man ganz unterschiedliche Schlussfolgerungen ziehen: Stellen Sie sich vor, eine universitäre Abteilung arbeitet sehr gut. Man kann sie dann so weitermachen lassen oder ihr

Der Fachhochschulsektor sollte auch für künstlerische Studiengänge geöffnet werden. Ein Gastkommentar.

Kunstuniversitäten im Umbruch

Von Martin Vácha

Im QS-Universitätenranking rangiert im Fach „Performing Arts“ die Universität für Musik und darstellende Kunst Wien – immerhin die größte europäische Einrichtung dieser Art – gleich nach der Juilliard School New York auf dem beachtenswerten zweiten Platz. Selbstverständlich ist bei den von Fachleuten oft lustvoll gescholtenen Rankings höchste Vorsicht in puncto Objektivität und Aussagekraft geboten (s. Interview links). Als Anlass, einen Blick auf die österreichische Kunsthochschullandschaft zu wagen, taugt dieser Befund hier jedoch allemal.

Die Universitäten für Musik und darstellende Kunst Wien, Graz und Salzburg – letztere nach dem genius loci „Mozarteum“ benannt – sowie die Akademie der bildenden Künste Wien, die Universität für angewandte Kunst Wien und die Universität für künstlerische und industrielle Gestaltung Linz werden vom Bund getragen. Dazu kommen zwei Privatuniversitäten, die – das mag zunächst verblüffen – ebenfalls von der öffentlichen Hand betrieben werden. Die im Eigentum des Landes Oberösterreich stehende Anton Bruckner Privatuniversität Linz sowie die Musik und Kunst Privatuniversität der Stadt Wien sind aus ehemaligen Konservatorien hervorgegangen.

Eine Frage der Attraktivität

Neben diesen universitären Einrichtungen werden von Ländern, Diözesen und Privatpersonen Konservatorien betrieben, die ebenso mit Öffentlichkeitsrecht ausgestattet sind. Da Konservatorien aber als Schulen konstituiert sind, sind sie nur der Lehre verpflichtet und haben keinerlei Forschungsauftrag. Dass sie zwar künstlerische und pädagogische Diplome, aber keine akademischen Grade verleihen dürfen, wirkt sich negativ auf die Attraktivität für Studienbewerber und andere Stakeholder aus. Die Konservatorien drängen daher seit Jahren auf die Umwandlung zu Universitäten oder die Kooperation mit ihnen, um die im Europäischen Hochschulraum zum Standard avancierten Bachelor- und Masterabschlüsse anbieten zu können.

Die Transformation der ehemaligen Kunsthochschulen zu Universitäten in den späten 1990er-Jahren hat einen nach wie vor laufenden Prozess angestoßen, der zu einer massiven Aufwertung der Wissenschaft an diesen Häusern geführt hat. Während wissenschaftliche Zweige an den früheren Kunsthochschulen als „Nebenfächer“ abqualifiziert wurden, treten sie an den heutigen Universitäten sehr selbstbewusst auf.

Dem Konzept der künstlerischen Forschung („Artistic Research“) und dem Beispiel der Kunstuniversität Graz folgend, etablieren sich neben den wissenschaftlichen auch künstlerische Doktoratsstudien. Bei aller Euphorie bleibt allerdings zu hoffen, dass die künstlerisch-praktische Ausbildung, die zweifellos die Kernaufgabe jeder künstlerischen Bildungseinrichtung darstellt, nicht aus den Augen verloren wird.

Fokus auf bestmögliche Ausbildung

Die Verknüpfung von Forschung und Lehre ist neben dem Zusammenwirken von Lehrenden und Studierenden – also der „Universitas magistrorum et scholarium“, die sich organisationskulturell in der universitären Selbstverwaltung ausdrückt – das zentrale Charakteristikum einer Universität schlechthin. Die Kunstuniversitäten haben in den letzten Jahren enorme Anstrengungen unternommen, um diesem Standard gerecht zu werden. Da verwundert es wenig, dass der Jubel über eine leichtfertige Anerkennung aller Konservatorien als Privatuniversitäten recht überschaubar wäre.

Während in der Schweiz die gesamte akademische Musikausbildung in das Fachhochschulwesen überführt wurde, lässt das österreichische Fachhochschulgesetz nur wissenschaftliche Fächer zu. Daher können Konservatorien hierzulande entweder in ihrem prekären Status verharren oder einen Antrag auf Akkreditierung als Privatuniversität stellen. Als solche muss allerdings ein veritabler Forschungsoutput nachgewiesen werden, der schon angesichts der spärlichen Ressourcen kaum geleistet werden kann. Warum wird also nicht der Fachhochschulsektor für künstlerische Studiengänge geöffnet?

Als akkreditierte Fachhochschulen könnten die Konservatorien ihre Studierenden mit Bachelor- und Masterabschlüssen entlassen. Der Mehrwert für die Absolventen läge in der Anerkennung der akademischen Grade sowohl durch potenzielle Arbeitgeber als auch durch Unis unterschiedlichen Typs, an denen das Studium fortgesetzt werden könnte. Auf studentischer Ebene wäre – analog zum wissenschaftlichen Sektor – volle Durchlässigkeit

gegeben, auf institutioneller Ebene blieben die beiden Systeme streng getrennt. Während die künstlerischen Universitäten weiterhin der Exzellenz in Forschung und Lehre verpflichtet wären, könnten sich die künstlerischen Fachhochschulen auf die bestmögliche Ausbildung ihrer Studierenden konzentrieren.



„Konservatorien können hierzulande entweder in ihrem prekären Status verharren oder einen Antrag auf Akkreditierung als Privatuniversität stellen.“

Der Autor ist ao. Univ.-Prof. an der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien |